

# Der Name Stradivari ist Teil des Geschäftsmodells

Die Cellistin Maja Weber nutzt den Nimbus des berühmten Instrumentenbauers – doch für ein junges Ensemble ist es damit nicht getan

GABRIELE SPILLER

Durch ihren familiären Hintergrund war der Weg geebnet – gehen musste sie ihn selbst. Ihre Eltern Elisabeth und Rudolph Weber-Erb liessen sie schon «als kleines Mädchen» auf der Bühne mitspielen, auch in ihrem «Familienensemble» Ars Amata Zürich. 1987 gründete Maja Weber selbst zusammen mit ihrer Schwester das Amar-Quartett, das Anna heute weiterführt.

In manchen Jahren gaben sie über 120 Konzerte. Trotz der Erfahrung sei der erste Anlauf, mit dem eigenen Stradivari-Quartett einen neuen Weg einzuschlagen, misslungen, gesteht die heute 45-Jährige. Die Besetzung hielt nicht lange; inzwischen aber gibt es eine stabile Aufstellung mit dem Geiger Xiaoming Wang, dem Bratschisten Lech Antonio Uzynski und dem auch als Solist auf internationalem Parkett zunehmend erfolgreichen Geiger Sebastian Bohren als letztem Neuzugang – vor acht Jahren.

## Mit Marketing Türen geöffnet

Um sich erfolgreich zu formieren, schrieb die organisatorisch gewandte Musikerin Stellen in einem Orchester-Fachblatt aus und lud zum Probespiel ein. Noch heute hält sie die Fäden in der Hand, was Auftritte, Konzertreisen, Freundeskreis, den Unterricht bei «Stradivari Class» und den Wettbewerb «Stradivari Contest» betrifft. Mit einer Assistentin betreibt sie sogar ein Büro in Zollikon. «Jeder Musiker des Stradivari-Quartetts macht seine eigenen Projekte und engagiert dafür Kollegen», erklärt sie. So etablierte sie die Konzertreihe «Winterklänge am Zürichsee», nachdem sie anhand ihres Adressverteilers gesehen hatte, dass die meisten Empfänger der Programmflyer aus der Region kamen. Als «Stradivari-Quartett & Freunde» treten die Musiker in wechselnden Formationen auf. Benötigt Sebastian Bohren Unterstützung bei seinen «Stretta Concerts Brugg», so holt er sich diese auch bei den Stradivari-Spielern.

Die Instrumente mit dem berühmten Namen, die Schweizer Stiftungen den jungen Musikern überlassen hatten, öffneten die Türen zur Elbphilharmonie, zur Berliner Philharmonie, zur Shanghai



Maja Weber führt nicht nur den Bogen im Schweizer Stradivari-Quartett, sondern zieht auch organisatorisch die Fäden. MARCO BORGGREVE

Symphony Hall und zu anderen internationalen Konzerthäusern. «Anstatt Veranstaltern am Telefon jedes Mal zu erklären, dass wir dann wirklich auf echten Stradivaris spielten, kam ich auf den Ensemblesnamen.» Da dieser nicht geschützt war, übernahm ihn Weber und

machte die Kommunikation damit einfacher und wirkungsvoller.

Dass sie selbst vor kurzem das Cello «Suggia» von 1717 abgeben musste und auch die Originalinstrumente der anderen inzwischen wieder an die Leihgeber zurückgegangen sind, hängt sie nicht an

die grosse Glocke: «Ich habe darum gekämpft, ich hatte dieses Cello immerhin zwanzig Jahre lang.» Und zumindest der Ensemblesname ist nun etabliert, auch dank ihrem geschickten Marketing, das einiges darüber erzählt, welche Anstrengungen freie Ensembles heutzutage unternehmen müssen, um Gehör und ihr Publikum zu finden. So unterhält sie einen eigenen Gönnerkreis und organisiert «Stradivari-Feste», die als Konzertreisen, insbesondere für die Unterstützer, gedacht sind. Auf verschiedenen Stufen werden die vierzig bis fünfzig Sponsoren umsorgt, von bevorzugten Plätzen und verbilligten Karten bis hin zum Abendessen bei Maja Weber daheim: «Jeder Musiker kocht dann einen Gang.»

Manche Spenden sind zweckgebunden, und auch, wenn schon Finanzierungen einer neuen Stradivari in Aussicht gestellt wurden, dürfte dies ein ferner Traum bleiben. Von den Celli, die Stradivari gebaut hat, gibt es beispielsweise nur noch rund dreissig Stück weltweit. Nicht alle sind spielbar, oder sie stehen in Museen – und der Kaufpreis bewegt sich im zweistelligen Millionenbereich. «Es ist wie im Kunstmarkt: Da es solche Raritäten sind, sind sie zu Investitionsobjekten geworden, mit denen spekuliert wird.»

## Reisen mit Musikern

Weber, Mutter von drei Kindern, macht die Reisen zur Chefsache. Sie begleitet die Gruppe, meist 25 bis 30 Gäste, persönlich im Tagesablauf und erkundet mit ihnen Wien, Cremona, Hamburg, Berlin, aber auch die Schweizer Alpenregion. Acht viertägige Fahrten gab es in diesem Jahr. Um die 2500 Franken kostet das distinguierte Vergnügen, so nah an den Musikern zu sein. «Wir haben ein ganz normales Publikum, eine normale Schweizer Mittelschicht, natürlich klassisch angehaucht», sagt die Cellistin dazu. Die Gäste kämen regelmässig – wegen der persönlichen Beziehungen, die sich seit 2004 aufgebaut hätten, auch unter den Teilnehmern. «Der Mythos der 300 Jahre alten Instrumente zieht natürlich, aber nur wegen des Namens kommen wenige.» Auch Glamour gebe es nicht, sondern allenfalls müde Musikergesichter beim Frühstück und dieselben am

Abend, meist wieder fit, auf der Bühne. Aufdringliche Fans und fachsimpelnde Musikologen seien in der Regel nicht unter den Mitreisenden, trotzdem würden Tatkraft und Charme der Organisatorin immer wieder auf die Probe gestellt: «In Hamburg verweigerte mir ein Fahrer, das Cello auf einen Personensitz zu stellen, und so blieb ich nach 20-minütigem Streiten allein im Regen zurück», berichtet sie. Leider kutscherte der Fahrer die Gruppe ohne sie an einen falschen Ort, so dass auch die herausgeputzten Konzertbesucher am Ende durch den Regen laufen mussten. Bei Cremona hatte Weber ein Konzert auf dem Weingut einer Stradivari-Nachfahrin vorbereitet; allerdings sagte diese ihr am selben

«Anstatt Veranstaltern jedes Mal zu erklären, dass wir wirklich auf echten Stradivaris spielten, kam ich auf den Ensemblesnamen.»

Tag ab und ging nicht mehr ans Telefon. Mit dem Bürgermeister improvisierte sie einen Auftritt in seinem Palazzo, da wurden spontan Stühle gebracht – und Prosecco organisiert.

«Wir haben ein älteres Publikum, aber das ist kein Problem», sagt Weber, «auch über 60-Jährige sind heute junge Menschen im Geist wie im Körper.» Ausserdem folgten sie dem Stradivari-Quartett intensiv über Facebook. «Sie erwarten, dass man sofort etwas postet, denn sie haben ja mehr Zeit und kommentieren alles.» Vor allem aber kommuniziere die Stradivari-Gemeinde auch untereinander und spreche über die Konzerte. «Ich glaube, dass man das Publikum immer wieder nachzieht», sagt sie optimistisch. Sie sehe es ja an ihrem eigenen Alltag: Seien die Kinder aus dem Gröbsten raus, kämen Muse und Musse, um Musik und Reisen zu geniessen.

# Nicht von Christus schwatzen, sondern auf seinen Pfaden wandeln

Huldrych Zwingli war kein Revolutionär, aber er hat die Gesellschaft von Grund auf umgestaltet

CHRISTOPH SIGRIST

«Wie revolutionär war die Zürcher Reformation?» Unter diesem Titel beleuchtete Peter Kamber kürzlich in der NZZ die Zürcher Reformation, insbesondere das Wirken Ulrich Zwinglis (NZZ 28. 9. 19). Ausgehend von der These Max Webers, dass Wirkung und Ausgestaltung des Kapitalismus eine Folge der Reformation waren, stellte er Zwinglis Kampf gegen die Machtstrukturen in Zusammenhang mit seiner Jugendzeit. Als Kind schon, schreibt Kamber, sei Zwingli der Bildung wegen vom Haus gewiesen worden, deshalb sei ihm stets «etwas Unbehaustes» eigen gewesen. Dazu komme sein Hass gegenüber den Zürcherinnen und Zürchern mit ihrem Reichtum und Vergnügen. Hauptansatz für den revolutionären Gedanken, das gesellschaftliche und kirchliche Leben der Idealvorstellung der Allmacht und Allwissenheit Gottes zu unterwerfen, ist nach Kamber die Lehre von der Vorsehung, die sogenannte Prädestinationslehre, «die extremer war als jede in den anderthalb Jahrtausend christlicher Kirchengeschichte bis dahin.»

## Ein ganzer Bauer

Ich sehe Unbehaustheit, Zürich-Hass und Wirkung der Prädestination anders. Und ich bin im Lauf des 500-Jahr-Jubiläums der Zürcher Reformation zur Auffassung gekommen, dass die Zürcher Reforma-

tion als radikale Transformation der Gesellschaft und eben nicht als «revolutionärer Verlauf» verstanden werden muss.

Oskar Farner hat in seiner Zwingli-Biografie die bäuerische Herkunft Zwinglis aus dem Toggenburg als Nährboden für sein Schaffen betont. «Ich bin ein Bauer, und zwar ein ganzer», sagte Zwingli von sich selber. Wer so tief verwurzelt in seinem Herkommen nach Glarus, Einsiedeln und schliesslich nach

Gemäss Zwingli ist keine absolute Neugestaltung der Gesellschaft möglich, sondern nur eine relative.

Zürich zieht, kann sich nicht so «unbehaust» vorkommen, zumal wenn man den Begriff im Sinn des traumatisierten Lebensgefühls versteht, mit dem Hans Egon Holthusen 1951 in seinem Werk «Der unbehauste Mensch» die Nachkriegszeit charakterisierte. Farner bringt Zwinglis Ruhm in sich auf den Punkt: «Wie eine an beiden Enden brennende Kerze liess er sich ja seine physische Kraft verzehren.»

Und was den Hass auf die Zürcher und Zürcherinnen betrifft, geht mir Zwinglis Freundschaft mit der Äbtissin des Fraumünsterklosters, Katharina von Zimmern, und seine Freundschaft mit der Oberbürgermeister-Familie Röist nicht aus dem Sinn. Wer von der Badekur in Pfäfers beim Ausbruch der Pest sofort nach Zürich kommt, um nahe bei den Leuten in Zürich zu sein, kann nicht von Hass beseelt sein. Etwas anderes ist die Abneigung, ja der Hass gegen die Gier der Menschen, der sich aber nicht auf Zürich beschränkt. Hier kommt nun tatsächlich Vorsehung ins Spiel. Allerdings anders, als Peter Kamber es darstellt.

«Zwinglis Prädestinationslehre führt vermutlich zum biografischen Kern des Zürcher Reformators.» Diese Vermutung teile ich, nur ist dieser Kern in Zwinglis Leben viel tiefer verankert als in seinen Schriften. Nachdem er von der Pest genesen war, schrieb Zwingli im Pestlied von seinem tiefen Gottvertrauen: «Dein Gefäss bin ich; stelle es wieder her oder zerbrich es.» Dieses biblische Bild brauchte er aufgrund seiner Erfahrung für die theologische Beschreibung der Souveränität Gottes.

Der Mensch, der glaubt, ist ein Werkzeug Gottes, ein Geschirr, durch das Gott wirkt. Deshalb ist alles Gott zuzuschreiben. Das Schöpferische liegt ganz bei Gott, der Mensch ist auch in seinem Schaffenspotenzial der Empfangende. Zwingli fasst zusammen: «Gottes Vorsehung führt und ordnet alle Dinge so,

dass ohne seinen Willen und Befehl nichts geschieht.» Gott allein – das ist die Entdeckung der Reformation.

Gottfried W. Locher hat darauf hingewiesen, dass bei Zwingli Gott als höchstes Gut nicht der Superlativ alles Guten ist, sondern die Quelle, aus der alles Gute dem Menschen entgegentritt. Gutes gibt es nur, weil Gott gut ist. Gier ist nicht gut. Gerechtigkeit gibt es nur, weil Gott gerecht ist. Ungerechtigkeit ist nicht gut. Diese aus der Erwahlungslehre gewonnene Einsicht, die Zwingli 1522 entfaltete, war für den in Zürich lehrenden Sozialethiker Arthur Rich grundlegend, um den sozialpolitisch denkenden Reformator als radikalen Auslöser der gesellschaftlichen Transformation zu beschreiben.

## Grenzen der Gerechtigkeit

Göttliche und menschliche Gerechtigkeit verhalten sich zueinander wie absolut und relativ. Daraus folgt, dass nach Zwingli keine absolute, revolutionäre Neugestaltung der Gesellschaft möglich ist, sondern nur eine relative: Keine politische Institution menschlichen Rechts darf den Anspruch erheben, absolut zu sein, und alle politischen Regeln sind variabel. Der Staat hat nicht zu lieben, aber menschliches Recht einzurichten und so der göttlichen Gerechtigkeit immer ähnlicher zu werden.

Das ist für Zwingli der Mittelweg, auf dem das Austarieren mensch-

lichen Rechts zur politischen Aufgabe des christlichen Glaubens gehört. Für Arthur Rich ist diese Haltung radikaler als die revolutionäre, weil das Absolute «politisch wirkungslos» sei. Auch wenn Zwingli zwischen den Fronten zerrieben wurde – die einen wollten die göttliche Gerechtigkeit radikal ohne das menschliche Recht, die andern wollten menschliches Recht ohne den Anspruch göttlicher Gerechtigkeit –, sah er sich für Rich in seiner sozioethischen Verantwortung dazu getrieben, «politisch reale Wege zu finden, um Gesellschaft und Welt tatsächlich zu erneuern.»

So wäre die jeder Prädestinationslehre zugrunde liegende Einsicht die, dass Kräfte, die eine Gesellschaft verändern, aus einer göttlichen Quelle gespeist werden. Zwingli war als Theologe und Mensch kein Revolutionär, sondern er war als Christ und Politiker Transformator. Die Frage: «Wie revolutionär war die Reformation?» ist also falsch gestellt. Die weit relevantere Frage ist: Wie transformativ ist das reformatorische Erbe des Menschengerechten im Licht der göttlichen Gerechtigkeit heute in einer pluralen Gesellschaft? Ein Satz Zwinglis hat nach wie vor Gültigkeit für Christen in aller Welt: «Ein Christ syn ist nit schwätzen von Christo, sunder wandlen, wie er gewandelt hat.»

Christoph Sigris ist Pfarrer am Grossmünster und Reformationsbotschafter der Zürcher Landeskirche.